

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 1. 5. 1938 | Nr. 18

Was liest der Deutsche in Polen?

Um einmal festzustellen, was der Deutsche in Polen heute liest, hat es der Schreiber dieser Zeilen unternommen, bei verschiedenen Buchhändlern eine Rückfrage nach dem meistgelesenen Buch des Jahres 1937/38 zu halten. Ergänzt wurden die Angaben der Buchhändler durch Mitteilungen der Deutschen Bücherei in Bromberg. Auf diese Weise ergab sich ein Bild, das für das Buchinteresse des Deutschen in Polen recht charakteristische Merkmale aufweist.

Wer kauft, wer liest?

Seit der Schaffung des neuen Polnischen Staates hat der deutsche Buchhandel in Polen stark unter dem Wertunterschied zu leiden, der zwischen Reichsmark und Zloty besteht. Das deutsche Buch, dessen Preis mit 2,12 multipliziert werden mußte, erwies sich als zu teuer. Dazu kam, daß das Deutschtum, dem neben allen öffentlichen Lasten bisher unbekannte Ausgaben erwuchsen (hohe Schulgelder, Verpflichtungen gegenüber deutschen Organisationen usw.) längst nicht mehr so kapitalkräftig war, wie bisher. Leider erst zu spät hat man die Forderungen des deutschen Buchhandels in Polen in Deutschland berücksichtigt. Diese Forderungen bezweckten und erreichten die Herabsetzung des Buchpreises für den Handel mit dem Ausland. Seit drei Jahren lautet der Umrechnungskurs nicht mehr 2,12, sondern 1,80, eine Maßnahme, die den Erwerb eines deutschen Buches immerhin etwas erleichtert.

Aber der sogenannte Mittelstand, der als besonders lesefreudig bekannt ist, ist trotzdem heute fast nicht mehr in der Lage, Bücher zu erwerben. Der Großgrundbesitz, dessen Finanzkraft durch Agrarreform, Steuern, soziale Lasten auch von Jahr zu Jahr geringer wird, stellt einen Teil der Leserschaft. Aber wann kauft man noch ein Buch? Fast nur noch bei besonderen Anlässen, großen Feiertagen, Geburtstagen.

Die Schichten, die in den Buchhandlungen als Käufer ausfallen, erscheinen in den Büchereien als Leser.

Der Hunger nach dem deutschen Buch

ist also zweifellos vorhanden. Nur fehlen leider die Mittel, um das Buch zu erwerben. Als Käufer treten heute fast nur noch die sogenannten „begüterten Schichten", als Leser aller Kreise des Deutschtums auf.

Was wird nun gelesen? Zu Weihnachten 1937 gab es für die Buchhandlungen in Polen einen sogenannten „Schlager". Das waren die Lebenserinnerungen von Oldenburg-Januschau. Die Nachfrage nach diesem Werk war außergewöhnlich groß. Einen solchen Umsatz-Erfolg gab es in diesem Winter nicht.

An erster Stelle der Nachfrage steht

das politische Buch.

Es ist verständlich, daß ein so tief greifendes Ereignis wie die Deutsche Revolution weit über die Grenzen hinaus die Menschen packen mußte. Der Wunsch, sich mit dem nationalsozialistischen Gedankengut bekannt zu machen, die neue deutsche Weltanschauung kennen zu lernen zeigt sich auch in Polen in den Werken, nach denen der Deutsche greift. Da steht an erster Stelle Adolf Hitlers „Mein Kampf". Interessant ist übrigens, daß seit den denkwürdigen Märztagen von 1938 besonders die hier lebenden Österreicher als Käufer auftreten. Erwähnt sei in diesem Zusammenhang, daß „Mein Kampf" bereits eine Gesamtauflage von über 3½ Millionen erreicht hat!

Stark gefragt sind ferner Dr. Göbbels „Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei", Ley „Wir alle helfen dem Führer", Ley „Deutschland ist schöner geworden", Hadamowsky „Hitler kämpft um den Frieden Europas". Gern gelesen werden auch alle Lebensbeschreibungen der führenden Männer Deutschlands, besonders Gritzbach „Hermann Göring".

Die weltpolitischen Fragen stehen naturgemäß stark im Vordergrund. Das äußert sich in der Nachfrage nach den Büchern Pahl „Wetterzonen der Weltpolitik", Balk „Singapure", Hermann „Gibraltar", „Der Suezkanal", „Die Dardanellen", Zischka „Italien" und „Japan".

Von den Büchern, die sich mit dem Bolschewismus befassen, werden gelesen: Kriegk „Hinter Genf steht Moskau", Dwinger „Spanische Silhouetten" und „Und Gott schweigt?", Hoare „Das vierte Siegel", Agricola „Das endlose Gefängnis", „Die Juden in Deutschland", und alle Bücher der Rachmanowa.

Sehr stark ist das Interesse für

Wirtschaft und Technik.

Zischka „Wissenschaft bricht Monopole", Dominik „Vistra, das weiße Gold Deutschlands", Schenzinger „Anilin" werden viel gelesen. Hierzu gehören auch die Bücher über die Männer der Technik, so z. B. das Buch über Diesel. Von

Lebensbeschreibungen

wurden gelesen: Keyserlingk, ferner Naso „Moltke", Thiel „Luther", Gerouis „Ein Arzt erlebt China", Oppeln-Bronikowski „Der Baumeister des Preußischen Staates", Wiechert „Wälder und Menschen", Geroe „Erfülltes Leben", Gulbransson „Geliebte Schatten", Winnig „Heimkehr", „Frührot", „Der weite Weg", Paleologue „Alexander I."

Einen breiten Raum unter den Büchern, die der Deutsche in Polen gern liest, nehmen die

Kriegs- und Nachkriegsbücher

ein. Es sind zu nennen: „Was wir vom Weltkrieg nicht wissen", Zöberlein „Glaube an Deutschland", „Befehl des Gewissens", Paust „Volk im Feuer", „Nation in Not", „Land im Licht", Bossi-Fedrigotti „Standschütze Bruggler", „Tirol bleibt Tirol", „Das Vermächtnis der letzten Tage", Gallian „Opfergang bei Luck", Brandström „Unter Kriegsgefangenen in Rußland", Gumprecht „Die magischen Wälder", Lührs „Gegenspieler des Obersten Lawrence", Trapp „Bis zum letzten Flaggenschuß", Dobiasch „Volk auf dem Amboß", Brehm „Apis und Este", „Weder Kaiser noch König", „Das war das Ende", Wehrt „Tannenberg". Sehr stark gefragt sind alle Fliegerbücher, besonders Richthofen „Der rote Kampfflieger", Bodenschatz „Jagd an Flanderns Himmel". Das Gebiet der

Romane und Erzählungen

ist naturgemäß sehr umfangreich: Von Beumelburg, Trenker und Jelusich werden alle Bücher viel gelesen. Darüber hinaus sind zu nennen: Berens-Totenohl „Der Femhof", „Frau Magdlene", Widmann „Die gekreuzigte Magd", Steguweit „Herzbruder und Lumpenhund", Boie „Eleonore, Christine und Korfiz Uhlfeldt", Blunck „Geiserich", Ellert „Attila", Beste „Das heidnische Dorf", Pleyer „Der Puchner", Meschendörfer „Die Stadt im Osten", Wittek „Bewährung der Herzen", Weber „Die Trommel Gottes".

Beachtlich ist die große Zahl von Übersetzungen, besonders nordischer und englischer Dichter, die in immer stärkerem Umfang gelesen werden. Es ist dabei nicht in erster Linie an Mittchels „Vom Winde verweht" gedacht, das in Amerika, England und Deutschland Riesenauflagen erzielt hat, obgleich es einen ungewöhnlich hohen Preis hat. Es ist hier in Polen fast unerschwinglich. Aber Bücher wie Deeping „Hauptmann Sorell", Simpson „Die Barrings", Forester „Der General" wurden sehr viel gelesen.

Verlangt — aber verboten.

Eine gewisse Anzahl von deutschen Büchern ist in Polen verboten. Von derartigen Werken werden hier verlangt, können aber nicht geliefert werden: Rosenberg „Mythus des 20. Jahrhunderts" und „Blut und Ehre", Rothacker „Dorf an der Grenze", Kotzde „Burg im Osten", Stratz „Der Weltkrieg", Einhart „Deutsche Geschichte".

Ein Wort an die Jugend.

Über die Bedeutung, die das deutsche Buch für jeden im Ausland lebenden Deutschen hat, braucht an dieser Stelle nichts besonderes gesagt zu werden. Es vermittelt uns die Möglichkeit, die geistige Entwicklung unseres Muttervolkes mitzuerleben. Es stellt die Brücke dar zu deutscher Weltanschauung und deutscher Dichtung. Es erschließt uns das weite Reich der Wirtschaft und der Wissenschaft. Es führt uns hinaus in die größere Welt. Somit ist es für uns mehr als Stoff zur Unterhaltung. Es kann auch Lehrmeister sein.

Als Lehrmeister hat sich besonders die deutsche Fachliteratur bewährt. Sie genießt einen besonderen Ruf in der ganzen Welt; sie ist in allen Universitätsbibliotheken zu finden. Auch hier in Polen hat man Anerkennung für die deutsche Fachliteratur. Das beweisen u. a. die zahlreichen polnischen Käufer, die in den deutschen Buchhandlungen nach solchen Fachbüchern verlangen.

Auch die deutsche Jugend sollte mehr als bisher sich dieser Fachliteratur zuwenden, zumindestens sie nicht übersehen. Für unseren Daseinskampf ist es von Wichtigkeit, daß wir uns auch im Berufsleben wappnen mit den Kräften des Geistes, daß wir unser Können, ganz gleich ob wir Handwerker, Bauern oder Kaufleute sind, ständig verbessern. Dazu sind wir in der Lage, wenn wir auch der Fachliteratur einige Stunden widmen. Sie werden das Kapital unseres Wissens vergrößern und nicht nur uns, sondern der ganzen Volksgruppe Zinsen tragen, indem sie helfen, das Ansehen der deutschen Leistung im Ausland zu vermehren.

M. H.

Tauch an und pflüge bis die Pflugschar glüht,
es lebt ein Volk, so lang das Korn ihm blüht.
Tauch an und ackre, daß der Acker staubt;
es lebt ein Volk nur, wenn es an sich glaubt.
Und säe weit und breit ins Land hinaus
den goldnen Samen deutscher Eintracht aus:
es wurzle, wachse, was Gott segnen mag,
das deutsche Volk und seiner Arbeit Tag.

Karl Franz Leppa.

Der Maibaum.

Vergessene Bräuche alter deutscher Maifeiern.

In diesen Tagen wurden in allen deutschen Gauen die Maibäume errichtet.

Nicht immer hängt der Mai mit dem Mai zusammen. Daß der Maibaum freilich seinen Namen vom Monat Mai bekommen hat, liegt auf der Hand, zumal er zu allen Zeiten immer im Monat Mai, entweder am 1. Mai oder zu Pfingsten errichtet worden ist. Und auch die „Maien", die man zu diesen Tagen zum Schmuck der Häuser und Ställe benutzt, auch diese frischen, grünen Zweige sind Maizweige. Daneben aber ist die „Maie" nicht immer vom Monat abhängig. Zu allen möglichen verschiedenen Gelegenheiten werden diese Zweige, Sinnbilder und Träger des Wachsens und der Fruchtbarkeit, als Schmuck benutzt. So gibt es den „Brautmai", den „Richtmai" beim Richtfest und den „Erntemai", außerdem noch verschiedene andere „Maie", deren Bedeutung nicht immer ganz geklärt ist.

Jetzt aber geht es um den wirklichen, echten Maibaum und um die Maien, die man am ersten Tag des neuen Monats aus dem Wald holt. Der Brauch, zu bestimmten Tagen Haus und Stall mit grünen Zweigen zu schmücken, reicht schon weit in das Altertum zurück und wurde schon bei den Griechen und Römern gepflegt. In den übrigen europäischen Ländern entwickelte er sich etwa im 13. Jahrhundert. In Deutschland soll der erste städtische Maibaum in Aachen gestanden haben, wo er im Jahr 1225 errichtet wurde.

Der Maibaum soll Haus und Hof, Mensch und Tier unmittelbar mit dem segenspendenden, Fruchtbarkeit vermittelnden frischen Grün der Natur in Berührung bringen. Wir freuen uns, daß der alte Brauch, der ein Stück alten deutschen Volksgutes ist, heute wieder aufgelebt ist. Man muß einmal ein wenig darüber nachdenken, daß eigentlich vor der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus dieser schöne Volksbrauch Tausenden deutscher Menschen durchaus unbekannt war. Wenn heute in jeder deutschen Stadt am 1. Mai der Maibaum steht, an dem sich jung und alt freuen, so lebte die alte Sitte jahrzehntelang nur in kleinen Dörfern fort, wo die Menschen treuer an den alten Überlieferungen hingen.

Es gibt verschiedene Maibäume. Zunächst den großen Maibaum, der auf dem Dorfplatz, auf dem Markt oder an einer besonders bevorzugten Stelle der Stadt errichtet wird. Das Einholen dieses Maibaums war von jeher eine besonders wichtige Angelegenheit. In vielen Gegenden muß die feierliche Einholung vor Sonnenaufgang beendet sein, in anderen sogar vor Mitternacht. Und es gab Orte, in denen der Brauch herrschte, daß der Maibaum — gestohlen werden mußte! Manchmal wird der Maibaum ins Dorf oder Städtchen gefahren, in anderen Gegenden wieder trägt man ihn mit gemeinsamer Kraft zu seinem Platz. Im Rheinland schleppen oft hundert junge Burschen den Maibaum auf ihren Schultern ins Dorf, in Bochum muß er „ohne Wagen und Geschirr" vor Sonnenuntergang in der Stadt sein.

Meistens wird der Maibaum geschält, weil sich sonst nach altem Volksglauben Hexen unter der Rinde festsetzen. Nur am höchsten Wipfel bleiben die Zweige stehen, die die eigentlichen Träger der Segenskraft sind. Wie schön der Maibaum mit Blumen, Bändern, Fahnen, mit Grün und allem möglichen anderen Schmuck ausgeputzt werden kann, das haben in den letzten Jahren die Maibäume im Reich bezeugt. In einigen Dörfern pflegt man sogar silberne Kettchen und Eßwaren an den Baum zu hängen, und in Oberbayern schnitzt man in den entrindeten Stamm die verschiedenartigsten Figuren.

Dieser „Dorfmai" wird und wurde schon immer von der Gemeinde gemeinsam errichtet, und bei seiner feierlichen Aufrichtung müssen natürlich allerlei Segenssprüche gesagt werden. Diesen Maibaum kennt man nicht nur im gesamten deutschen Sprachgebiet, sondern auch in Frankreich, England, Rußland, Schweden und Dänemark, ja sogar in Mexiko, Indien und Afrika.

Neben diesem großen Gemeinde-Maibaum gibt es die kleineren Maibäume, die einer dem andern vor das Haus pflanzt. Es ist ein uralter dörflicher Brauch, daß die jungen Burschen dem schönsten oder beliebtesten Mädchen des Ortes, das besonders verehrt wird, einen Maibaum vor das Fenster pflanzen. In manchen Gegenden wieder setzt ihn jeder Bursche seiner Liebsten vor die Tür, und oftmals werden diese Maibäumchen auch nach altem Brauch auf den Düngerhaufen oder auf das Dach gesetzt! In Schwaben pflanzen die Burschen in der Mainacht ein Tannenbäumchen für die Geliebte auf den Düngerhaufen, in anderen Gegenden nimmt man junge Birken. Immer aber ist der Baum ein Zeichen des ehrenden Gedenkens und bedeutet darüber hinaus Liebe, Werbung und Heiratsantrag.

Es gibt dann noch andere Maibäume, die zum Beispiel die Gemeinde dem Pfarrer vor das Haus pflanzt oder dem Lehrer oder einer anderen Standesperson — ja sogar der Jungfrau Maria und dem lieben Gott werden gelegentlich Maibäume gepflanzt!

Das Schönste ist natürlich der fröhliche Tanz unter dem Maibaum, bei dem es ganz besonders lustig zugeht! Es heißt, daß nur jungfräuliche Mädchen an diesem Tanz teilnehmen dürfen. Wenn es herauskommt, daß ein unwürdiges Mädchen mitgetanzt hat, sägen die Burschen vor Empörung den Maibaum ab. Ganz ähnlich ist die Sitte, daß die Dorflinde am 1. Mai nur von reinen Mädchen geschmückt werden darf. Hat an der Ausschmückung eine Dorfschöne teilgenommen, die „ehrlos" geworden ist, so muß der Baum, um den Fluch von ihm zu nehmen, abgewaschen und der Rasen oder das Pflaster um seinen Stamm herum erneuert werden.

Am 1. Mai und zu Pfingsten holt jeder Maien in sein Haus. Sie bringen nicht nur den Frühlingssegen mit sich, sondern schützen auch, an den Ställen befestigt, das Vieh vor Behexung. Man sagt, daß die Hexe dann, wenn sie in den Stall eindringen will, zuerst die Blätter des Maibaums zählen muß, und weil ihr das zu beschwerlich ist, kehrt sie lieber wieder um. Außerdem hat der kleine Maibaum vor der Stalltür noch den Vorzug, daß durch ihn die Kühe mehr Milch geben. Gibt es ein besseres Mittel zur Erhöhung der landwirtschaftlichen Produktion?

Abg.

„Fünf ganze Jahre ich wandern thät'!"

Hans Sachs auf der Walze nach Braunau am Inn.

In diesen Tagen beginnt wieder das Gesellenwandern. Der alte Brauch, der im 15. Jahrhundert entstand, ist im nationalsozialistischen Deutschland von neuem aufgelebt.

Mit einem feierlichen Festakt begann jetzt wieder im Reich das Gesellenwandern. Die jungen Handwerksgesellen sollen nicht hinter dem Ofen sitzen bleiben, sondern sich ihr Vaterland ansehen. Darum schnüren sie ihr Bündel und wandern in andere Städte, um hier andere Menschen und andere Arbeit kennenzulernen und sich dadurch einen weiteren Gesichtskreis zu verschaffen.

Beinahe fünfhundert Jahre sind vergangen, seit das Wandern der Handwerksgesellen begann. Es dürfte dadurch entstanden sein, daß in einzelnen Gewerben und Städten ein Überschuß an Arbeitskräften vorlag, und daß dieser nach anderen Orten abwanderte. Aber man sah bald den großen Wert dieser Wanderzeit für den tüchtigen künftigen Handwerksmeister ein. Schon 1611 wurde in Würzburg ein Beschluß gefaßt, wonach kein Tuchscherer Meister werden sollte, der nicht zwei Jahre lang gewandert war. Bei anderen Gewerben war es ähnlich. Und schließlich erwachte, sobald der Lenz ins Land zog, in den jungen Gesellen die Wanderlust, und nicht nur bei den jungen, sondern auch bei den „alten" Gesellen, die sich eine andere Stellung suchen wollten. Dann klangen die alten Wanderlieder über die Landstraßen:

> Das Frühjahr tut rankommen,
> Gesellen werden frisch.
> Sie nehmen Stock und Degen,
> Degen, ja Degen,
> Und treten vor Meisters Tisch.
> Herr Meister, wir wollen rechnen,
> Jetzt kommt die Wanderzeit,
> Ihr habt uns diesen Winter,
> Winter, ja Winter,
> Gehudelt und geheit.

Sie wandern. Sie wandern durch das ganze Deutsche Reich, in die Schweiz, nach Holland, Dänemark und Schweden, nach Ungarn, Polen und Rußland. Dagegen scheinen die deutschen Handwerksgesellen nach den romanischen Ländern, nach Italien, Frankreich und Spanien, damals nicht gezogen zu sein. Der Frühling war da, und die Sehnsucht in die Ferne wurde übermächtig:

> Nun laßt uns eine Toure thun,
> Marschieren in das Reich,
> Durch Franken und durch Schwabenland,
> Durch Schweizerland zugleich,
> Tirol wie auch in Steiermark,
> Ins Ungarland hinein!
> Und wer daselbst gewesen ist,
> Das läßt gar hübsch und fein.
> Wills uns denn da gefallen nicht,
> Marschieren wir in Böhmen,
> Von Böhmen dann nach Sachsenland —
> Da sind die Mädchen schön.

Wie schön die Mädchen waren, wußten die lustigen, frohen Gesellen natürlich ganz genau. Aus manchen alten Wanderliedern klingt der stolze Übermut des Gesellen über seine Erfolge bei den Schönen. So rühmt sich z. B. der Schuhmacher, daß „sie" ihm ihr Füßchen, dieses kleine, zarte, reichen muß, um Maß zu nehmen:

> Wer ist's, der ihr das Maß tut nehmen?
> Es muß ja der Schuhmacher sein!
> Man greift zuweilen bis ans Knie
> Und trinkt ein Glas Krambambuli . . .

Leuchtendes Beispiel eines wandernden Handwerksgesellen war Hans Sachs, der 1511, nachdem er seine Lehrzeit abgeschlossen hatte, im Alter von 17 Jahren zum Wanderstab griff. Alte Chroniken erzählen, daß Hans Sachs nach Regensburg, Passau und nach Braunau am Inn wanderte, wo er überall längere Zeit arbeitete. Auch in den in der Nähe gelegenen Orten Ötting, Burghausen a. d. Salzach und Ried hielt er sich auf, sicherlich überall nicht zu lange, da alle diese Orte in einem Jahr, 1513, besucht wurden. Dann arbeitete er in Wels, Salzburg und Reichenhall, 1514 in München und Landshut, ging dann nach Würzburg und Frankfurt am Main und wandte sich schließlich nach den Rheinlanden, nach Koblenz, Köln und Aachen. „Arbeit sein das Handwerk mein in Bayern, Franken und am Rhein!", schrieb er in jener Zeit. Nicht schöner kann der Segen erfolgreicher Wanderjahre geschildert werden, als es Hans Sachs in diesen Versen tat:

> Fünf ganze Jahre ich wandern thät
> in diese und viele andre Stätt,
> Spiel, Trunkenheit und Buhlerei
> und ander Torheit mancherlei
> ich mich in meiner Wanderschaft
> entschlug und war allein behaft
> Mit herzenlicher Lieb und Gunst
> zu Meistergsang, der löblichn Kunst.

Man sieht aber auch aus diesem Lied, wo die hauptsächlichsten Gefahren für den jungen, wandernden Gesellen lagen.

Im 17. Jahrhundert wurde die Wanderschaft auch auf Länder ausgedehnt, die bis dahin nicht besucht wurden: auf England, Italien, Spanien und Frankreich. Die Wandergebiete waren für die verschiedenen Zünfte nicht immer die gleichen. Den Tuchmachern war überhaupt keine Grenze gezogen, die Kürschnergesellen wanderten durch das ganze Römische Reich und in alle angrenzenden Königreiche und sonst fast allerorten. Dagegen reisten die Lederer und Rotgerber hauptsächlich in Deutschland, dann nach Schweden, Dänemark und Holland, wo überall die deutschen Handwerksgesellen sehr gern gesehen waren. Die „Paternosterer" (die Rosenkränze machten) kamen auf ihren Fahrten durch ganz Europa. Eine bestimmte Reiseroute gab es für die Gesellen anscheinend nicht, man wandte sich immer dorthin, wo gerade das eigene Handwerk besonders in Blüte stand. Erst im 18. Jahrhundert wurden von einigen Regierungen besondere Vorschriften über das Gesellenwandern erlassen.

Viele der alten Wanderlieder erzählen davon, wie schön das Wanderleben des Gesellen ist, wie er hinschreitet über saftgrüne Blumentriften, unter blauem Himmel, über den die Wolken ziehn. Bald umfächelt ihn sanfter Wind, bald ruht er im kühlen Schatten aus und lauscht dem Lied der Nachtigall. Spricht nicht aus diesem allen eine tiefe Liebe zur Natur?

Jetzt hat man zu den alten schönen Bräuchen zurückgefunden. Junge deutsche Gesellen greifen wieder zum Wanderstab — Glück auf den Weg! T. S.

Aus einem Fahrtenbuch der sudetendeutschen Brüder:

> Hoch den Kopf und an die Arbeit!
> Auf, ihr Brüder, schürt die Glut!
> Schwingt empor zum Schlag die Hämmer,
> schmiedet hart und schmiedet gut!
>
> In das Feuer mit dem Eisen,
> daß die schlechten Schlacken sprühn,
> fort, was faul und feig und mutlos —
> Stahl in Weißglut woll'n wir ziehn.
>
> Hoch den Kopf und an die Arbeit,
> haltet Werk und Wesen rein!
> Schmiedet selbst euch wie die Klingen
> Stahl in Stahl und hart und rein.
>
> Steht zusammen um die Fahnen
> und zum Schwur empor die Hand!
> Treu wie Stahl, so soll'n wir dienen
> unserm Volk und Heimatland!

Ein Elsässer in Ostgalizien.

Ein deutsches Weltkriegserlebnis.

In der Straßburger Zeitung „Der Elsässer" vom 25. April erzählt ein Mitarbeiter von einem Erlebnis, das er im Sommer 1917 als Feldgrauer in Ostgalizien hatte. Nach der zurückgewiesenen Brussilow-Offensive war die deutsche Truppe, zu der der Erzähler gehörte, in ein kleines galizisches Dorf gekommen, wo die Batterie Biwak bezog. Am späten Abend schlenderte der Elsässer auf der staubigen Dorfstraße in die ärmliche Dorfsiedlung, als aus einer Seitengasse vier junge Mädchen kamen, die — gemeinsam das Lied sangen: „Am Brunnen vor dem Tore."

„Wie diese Klänge auf mich wirken mußten", so schreibt der Erzähler, „das kann nur der ermessen, der schon einmal in einer ganz fremden Umgebung ein Heimatlied erklingen hörte. Meine Füße verweigerten das Weiterschreiten, die Lippen bebten und die Augen brannten. Wie konnte dieses Lied, das wir so oft als junge Burschen daheim gesungen hatten, hier in diese weltenferne, artfremde Einsamkeit dringen? Ich wollte gerade alle Energien zusammenreißen und den Sängerinnen die Frage nachschreien: „Wie kommt ihr zu dem Lied?" Da legte sich eine Hand sachte auf meine Schulter, und als ich mich überrascht umdrehte, sah ich in ein bärtiges Männerantlitz, dessen gütige Augen freundlich lächelten. Und seine leicht vibrierende, wie Orgelton klingende Stimme sagte: „Des Lead het eich bewegt!" Es handelte sich — um einen Elsässer, der in seiner deutschen Mundart, wie man sie zwischen Vogesen und dem Rhein spricht, berichtete, wie ihn das Schicksal hierhin verschlagen hatte. Er hatte in dem Dorf im unteren Elsaß ein Mädchen aus einer dort tätigen galizischen Arbeiterfamilie kennen und lieben gelernt, geheiratet und war ihr nach Galizien gefolgt, als die Familie zurückwanderte.

„Das Fortgehen machte mir keine Schwierigkeiten, denn ich hatte meine Frau sehr lieb, und Verwandte, Anhänger und irdische Güter hatte ich keine. Und als die Heimat mir versank, glaubte ich nicht, daß es für immer wäre. Das Einleben aber in die hiesigen Verhältnisse brachte mir böse Tage. Wäre die, um die ich die Heimat verließ, nicht solch ein guter Engel gewesen, hätte mich wohl die Verzweiflung untergekriegt. Nach sechs Jahren wurde dann die Lage besser; durch die Vermittlung des mir wohlgesinnten Vorstehers erhielt ich die Lehrerstelle des Dorfes. Obwohl ich keine Vorbildung besaß, glaubte ich meine Pflichten stets nach bestem Willen und Können erfüllt zu haben."

Nur das Heimweh machte ihm zu schaffen. Und dagegen fand er nur ein Mittel: Seine Kinder, eben jene vier Mädchen, hatte er die Lieder der fernen Heimat gelehrt. Wenn sie sie sangen, weilte er in Gedanken im Jugendparadies am Rhein. Und „wenn Sie wieder heimkommen, sagen sie dem Münsterturm und dem Rhein einen Gruß!" Nach diesen Worten sei der elsässische Landsmann plötzlich seitwärts zwischen die Hütten des Dorfes gelaufen. Es war wohl mit seiner Fassung zu Ende. Aber als am anderen Morgen die Deutschen weitermarschierten und das Dörfchen am Horizont verschwand, da stand bei der letzten Hütte ein Mann, der wie zum Abschied und Gruß den Arm hob.

Es ist nur ein kleines Zufallserlebnis, das hier geschildert worden ist. Aber es ist eines der vielen Tausende gleichartiger Schicksale, die im großen Kriege ungezählten deutschen Soldaten weit jenseits der Grenzen des Reiches in deutschen Siedlungen in fremden Staaten vor die Seele traten und ihnen den Blick dafür öffneten, daß nicht nur innerhalb der Grenzpfähle des Deutschen Reichs deutsche Menschen lebten und leben. Hätte sich der elsässische Soldat noch weiter in Ostgalizien umgesehen, dann hätte er dort nicht nur den vereinzelten Zufalls-Auswanderer angetroffen, der offensichtlich einer polnischen Frau nachgereist war, sondern eine große Anzahl von blühenden deutschen Siedlungen, deren zumeist pfälzische Bewohner dort schon seit Generationen ansässig sind und das Lied vom Brunnen an dem Tore gleichfalls singen können . . .

Zauber der Walpurgisnacht.

Satan verschenkt eine goldene Laus.

Kulturgeschichtliche Plauderei
von R. Thassilo Graf von Schlieben.

„Auf Besen und Stöcken, auf Gabeln und Böcken" reiten nach uraltem Volksglauben die Hexen in der Nacht vom 30. April zum 1. Mai — der Walpurgisnacht — nach dem Blocks-, dem Hexenberg, um dort mit ihrem Herrn und Meister — dem Satan — die alljährliche Zusammenkunft zu feiern. Solcher Hexenberge gibt es eine ganze Anzahl. Am bekanntesten ist die höchste Spitze des Harzes, der Brocken, der schon im 15. Jahrhundert als beliebtester Hexenplatz galt. Aber fast jede Gegend hat ihren besonderen Hexenberg: So die „Ehrenburg" oder das „Walperla" bei Forchheim in Franken, der Heuberg bei Rothenburg, in Tirol die Scharnitzer Klause, das Speiereck in Steiermark, der Büchelberg im Elsaß, der Pilatus in der Schweiz, usw.

Woher stammt aber die Bezeichnung „Hexe?" Einige Gelehrte meinen von dem altdeutschen Wort Hagaedisen, d. h. soviel als Hainbesucherinnen. Unzweifelhaft hängt die Bezeichnung Hexe mit dem Wort Hag oder Hain zusammen. Also Hagweiber, Waldweiber, Waldgeister.

Den Hexen wurden alle möglichen unheimlichen Kräfte zugeschrieben: Sie besaßen die Macht, die Menschen zu bannen, d. h. so zu lähmen, daß sie sich kaum noch rühren konnten. Auch den Saaten, den Feldern überhaupt und den blühenden Bäumen konnten die Hexen argen Schaden zufügen. Sie streiften von den Wiesen den erfrischenden, belebenden Tau, weshalb man sie auch „Taustreicherinnen" nannte. Sie peitschten nach dem Volksglauben nachts so lange das Wasser, bis ein schreckliches Gewitter losbrach mit unheimlich brausendem Sturm, der sich oft zum Orkan oder Wirbelsturm steigerte, den man dann als Hexen- oder Drudenwind bezeichnete. Selbst das Vieh war vor ihnen nicht sicher. Sie konnten es behexen. Die Pferde wurden dann lungenkrank (lungenfaul), die Ochsen „meerlinsig", die Kühe gaben keine Milch u. a. m. Den Gänsen und Hühnern aber drehten sie gar den Hals um, so daß sie plötzlich tot umfielen. Ja, sie stahlen sogar die neugeborenen Kinder aus der Wiege und legten dafür ihre eigene Brut, die „Wechselbälge" hinein. Ja, noch bis in unsere Zeit hat sich in manchen Gegenden der Glaube an die Möglichkeit einer solchen Kindervertauschung erhalten; so z. B. im Spessart, wo man diese Wechselbälge „Hexenbutten" nennt.

Natürlich gab es eine ganze Menge Abwehrmittel gegen die bösen Zauberkünste der Hexen. Man schoß über die Felder und knallte recht laut mit der Peitsche, um sie zu erschrecken. Auch räucherte man sie mit brennenden Strohwischen aus. An die Stalltüren malte man ein Kreuz oder einen sogenannten „Drudenfuß". Man nagelte ein Hufeisen auf die Schwelle oder an die Stalltür, hing an dieses einen Zweig von Donnerkraut auf, lehnte abends den Besen verkehrt an die Stalltür. Bei den Pferden steckte man ein feststehendes Messer in die Wand mit der Schneide nach oben und befestigte daran einen kleinen Spiegel. War aber das Vieh bereits verhext, so verabreichte man ihm zauberbrechendes Futter. Wollten die Tiere nicht fressen, so mußte man sie „wurzeln", d. h. man bohrte ein kleines Loch in das eine Ohr des Tieres und steckte eine kleine Wurzel, ein Würzelchen, hindurch. Sobald dieses Würzelchen dann vertrocknet abfiel, war das Tier gerettet, der Zauber gebrochen, die Hexe tot. Oder man schlug die Kuh mit einem Bocksdornzweig.

Als besonders starkes Gegenmittel galt ein Kranz von Tausendgüldenkraut oder Gundermannskraut. Wer sich nun gar ganz dicht mit den Ranken der „Fetten Henne" behängte, Bärlapp oder auch Johanniswurz bei sich trug, der durfte es sogar wagen, in der Walpurgisnacht auf einem Kreuzweg zu stehen, um zu sehen, wie die Hexen zum Blocksberg ritten. Sie ritten auf Ofen- und Mistgabeln, oder auch auf Besen und Stöcken. Ihre Reittiere waren Böcke, Katzen, Eber usw. Ja selbst in hölzernen Wannen, sogenannten „Mollen", kamen sie durch die Luft geflogen.

Die Hexen selbst mußten sich ihre Kunst und die Wissenschaft ihrer Geheimnisse sauer genug verdienen: Dreimal sieben Jahre lang waren sie verpflichtet, bei einer alten Hexe zu lernen, und ihre Seele dem Teufel verschreiben. Die Möglichkeit durch die Luft zu fliegen, erlangten sie dadurch, daß sie ihren Körper mit einer eigens hergestellten Hexensalbe bestrichen und zwar besonders die Herzgegend, alle Glieder, die Achselhöhlen, sowie das Kreuz und den Scheitel. Die Hexensalbe selbst wurde aus Schlangen, Eidechsen, Kröten und Spinnen bereitet. Dazu kam dann der Saft von Stechäpfeln, Nachtschatten, Schierling, Sonnenblumen, Mohn und Bilsenkraut. Die Hexen traten an den Rand des Schornsteins und sprachen: „Oben hinaus, nirgends an." Und hui, wie der Wind jagten sie durch die Lüfte dem Blocksberg zu. Es ist sonderbar, daß die Betreffenden darauf schworen, sie hätten tatsächlich das Gefühl gehabt, durch die Luft zu fliegen.

In den Gerichtsakten eines Hexenprozesses aus der Mitte des 16. Jahrhunderts findet sich folgender Zauberspruch, durch den eine alte Schäferin ein junges Mädchen in eine Hexe verwandelt haben soll. Er lautet: „Ich wasche meine Hände, thue einen reinen Boten senden, du seist gleich, wo du weilst bei Reichen oder bei Armen, du willst ihnen werden zu Spinn' und Feind, als den Kröten unter'm Zaun und ich in deinem Herzen die liebste und schönste möchte sein!"

Als am besten zum Reiten durch die Lüfte geeignet, galt ein Zweig vom Bocksdorn. Besonders eifrige Hexen sollten nach dem damaligen Volksglauben als Belohnung und Auszeichnung vom Höllenfürsten eine goldene oder gläserne „Laus" überreicht bekommen.

Bei dem Festschmaus bildete das Hauptereignis eine Art schwarze Suppe, zu welcher die Hexen alle möglichen Ingredenzien beisteuerten, so Pferdefleisch, Aas, Schnecken usw. Ferner gab es bei diesem Mahl gesottene Kinderherzen mit Salat aus Herbstzeitlosen. Sämtliche Gerichte aber wurden höchst vornehm auf silbernen oder goldenen Platten und Schüsseln gereicht.

Wenn auch in unserer modernen Zeit der Glaube an Hexen fast ganz verschwunden scheint, so ist der Gedanke, daß sie doch noch helfen können — wenn jegliche menschliche Kunst versagen sollte — immer noch nicht ganz ausgerottet. Er findet sich noch häufig in kleinen Städten und besonders auf dem Lande. Hat eine alte Frau zusammengewachsene Augenbrauen oder gar rote, triefende Augen, ist ihr Haar unordentlich und struppig, ihre Gesichtsfarbe gelblich und ihr Gang gar noch watschelig, und kann sie einem gar nicht richtig in die Augen sehen, dann ist sie gewiß eine Hexe, nach der allgemeinen Ansicht der lieben Nächsten. So spukt der Hexenglaube noch allenthalben im menschlichen Hirn. Die armen Geschöpfe müssen viel Spott und Hohn über sich ergehen lassen, und es wird ihnen gar oft übel mitgespielt.